



## Der Autor

Marcel Kümin ist 1961 geboren und in Wollerau aufgewachsen.

Seit frühester Jugend belesen und interessiert an Musik, Reisen und lokaler und internationaler Geschichte, pflegt er mit seinem Spezialgebiet Geschichte der europäischen Monarchien ein aussergewöhnliches Hobby.

Nach Tätigkeiten im internationalen Seidenhandel, an der ETH und der Schule für Gestaltung Zürich erforschte er die Geschichte seiner Familie und schrieb die umfangreiche und faszinierende Familiensaga «Kümin Obermühle».

Sieben lange Kurzgeschichten und der raffiniert konstruierte Roman «Verena schweigt» haben eindrücklich bestätigt, dass es höchste Zeit war, dem Erzähl- und Schreibtalent freien Lauf zu lassen.

Marcel Kümin lebt seit 1983 in Zürich, aber seine Heimat ist und bleibt Wollerau. Dort siedelt er auch seine Geschichten an, gerne angereichert mit Abstechern ins europäische Ausland.



Marcel Kümin

Giulianova



Edition Lagarto

Alle Personen und Namen sind frei erfunden.  
Eventuelle Übereinstimmungen mit in Wollerau oder Giulianova  
lebenden Menschen wären zufällig und unbeabsichtigt.

Dieses Buch wurde auf chlor- und  
säurefreies Papier gedruckt.

1. Auflage 2020

© 2020

Alle Rechte vorbehalten

Titelbild: Marcel Kümin

Titelgestaltung: Heinz Kasper, [www.printundweb.com](http://www.printundweb.com)

Satz: Heinz Kasper, [www.printundweb.com](http://www.printundweb.com)

Printed in Germany

ISBN: 978-3-9524928-8-8

Herausgegeben von Marcel Kümin  
in Zusammenarbeit mit Edition Lagarto  
[www.edition-lagarto.ch](http://www.edition-lagarto.ch)

Welch ein Glückspilz ich war, als ich in jungen Jahren durch Zufall nach Giulianova kam!

Giulianova, das mich in kürzester Zeit dipendente machte und mir Jahr um Jahr mehr ans Herz wächst!

«Senza goccia d'aqua, vero?»

Hätte ich den geringsten Zweifel an der Wahl meines Ferienortes gehabt, wäre er spätestens mit dieser Frage endgültig verfliegen.

«Ohne einen Schluck Wasser, stimmt?»

Donatella! Klar, auch ich habe sie sofort wieder erkannt. Vielleicht wäre mir später am Abend, vor dem Einschlafen im Bett, oder auch erst am anderen Morgen sogar ihr Name wieder eingefallen – wenn sie meinem schlechten Gedächtnis für weibliche Vornamen nicht freundlicherweise sofort nachgeholfen hätte.

Donatella. Erst im letzten Sommer war sie in der Bar Gelateria Marechiaro aufgetaucht, wo ich oft während des Abendspaziergangs noch einen Kaffee genieße. Zugegeben, ich war zuerst etwas enttäuscht, als nicht mehr Paolo an der Kaffeemaschine stand und mich bediente. Denn eigentlich hatte ich die Bar Gelateria Marechiaro erst wegen ihm richtig kennen und schätzen gelernt. Hatte ich früher die unmittelbar benachbarten Bars Cactus und Nettuno bevorzugt, schien mir nun plötzlich Marechiaro schöner und sympathischer. Und hatte ich jemals einen perfekteren Espresso getrunken als jenen von Paolo?

Früher hätte ich mich wahrscheinlich erkundigt, was aus Paolo geworden sei, ob er jetzt in einer anderen Bar arbeite oder nach Abschluss eines Studiums nicht mehr in der Gastronomie tätig sei. Im fünften Jahrzehnt meines irdischen Daseins aber weiss ich, dass alles Glück vergänglich ist. Ein Paolo geht, ein Fabio kommt. Nun ist es halt eine Donatella. Vielleicht hätte ich meinen Abend-Espresso wieder vermehrt andernorts getrunken, wenn Donatella mit ihrer scheinbar unverwüstlich guten Laune und ihrem stets aufmerksamen Service nicht ein fast ebenbürtiger Ersatz für Paolo gewesen wäre.

Die Bar Gelateria Marechiaro besteht aus einem schlichten, freistehenden weissen Häuschen, einer teilweise verglasten Veranda und einem hübschen Giardino unter alten Pinien. Die raffinierte Beleuchtung in weiss und blau, sowie die geschmackvolle Gestaltung des Innen- und Aussenbereichs, lassen Marechiaro angenehm

modern erscheinen. Gerahmte Fotos an den Wänden beweisen aber, dass es das Marechiaro-Häuschen schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts gab. In diesen frühen Jahren noch ohne blaues Licht und erst recht ohne die heutzutage offenbar unverzichtbare Lounge-Ecke mit den unsäglichen Sofas im Garten. Ich tröste mich damit, dass nicht nur jedes Glück vergänglich, sondern auch geschmacklosen Modefürzen nur eine begrenzte Lebensdauer beschieden ist.

Sicher nicht aus Marechiaros Gründerjahren, aber altersmässig schwer einzuordnen, ist die unverwüstliche Signora Tiziana Marechiaro, von der man denken könnte, sie wäre schon ewig da und an ihrem Platz hinter der Kasse in der rechten Ecke des kleinen Lokals angewachsen. Dass Signora Tiziana mich jedes Jahr wieder kennt und mit warmem Handschlag willkommen heisst, ist nach all den Jahren wenig verwunderlich. Im Gewimmel und Gewusel, das hier den ganzen Sommer hindurch jeden Abend von 21 Uhr bis weit über Mitternacht hinaus an der Bar und vor der Vitrine mit über dreissig Sorten Gelati herrscht, behält Signora Tiziana auf ihrem Stuhl den Überblick. Während vor der Kasse eine lange Schlange zahlungswilliger Gäste ansteht, an denen vorbei die drei jungen und flinken Kellner pausenlos enorme Ladungen an Gelati, Cocktails und Caffè vorbeibalancieren, Donatella Espresso dopo Espresso aus der Kaffeemaschine zaubert, Tommaso Marechiaro und seine Schwestern Gelati herausgeben und Drinks und Cocktails in allen Farb- und Geschmacksrichtungen mischen und Papà Bruno das lärmige Tohuwobohu mit dem Blick im Griff hat, erkundigt sich Signora Tiziana in aller Ruhe nach dem Befinden der Nonna daheim oder tröstet ein vor Ungeduld und Langeweile wie am Spiess schreiendes Kind mit einem freundlichen Wort und einer feinen Caramella.

Dass sich aber Donatella nach einem Jahr noch erinnert, dass lo Straniero, der seltsame Ausländer, also ich, den Caffè ohne einen Schluck frisches Wasser trinkt, das rührt mich wirklich. In Zürich scheint eine solche Aufmerksamkeit schon vor Jahrzehnten ausgestorben zu sein, wenn es sie überhaupt jemals gegeben haben sollte. Wie oft schon habe ich dort ein Lokal wieder verlassen, weil das

junge Servierpersonal meine Anwesenheit einfach nicht zur Kenntnis nehmen wollte. Ab spätestens 45 wird man in Zürich für junge Leute unsichtbar, um nicht zu sagen lästig.

Donatella. Sie war noch nicht einmal geboren, als ich zum ersten Mal meine Ferien in Italien verbrachte, hier, in Giulianova.



Die allgemeine Verwunderung wäre nicht grösser gewesen, wenn ich angekündigt hätte, den Lernfahrausweis zu beantragen, mich erstmals betrinken zu wollen oder, das Allerunwahrscheinlichste, mich mit einem Mädchen zu verloben: Marcel und Badeferien! Da hatte man kaum begonnen, sich wohl oder übel damit abzufinden, dass Marcel ist wie er ist. Und jetzt das! Badeferien! Hatte er es nicht immer blöd gefunden, wenn seine älteren Schwestern Ferien auf Mallorca oder anderen Gestörteninseln machten? War er nicht hoffnungslos wasserscheu und schwamm, wenn es denn unbedingt einmal sein musste, wie eine Giraffe, also mit aus dem Wasser gestreckten Hals und Kopf? Fand er die sich an den Stränden von Rimini oder Ibiza bratenden Massen nicht grauenhaft?

Ja, war er, tat er, fand er.

Aber mein Gott, er war jung, anders, und wenschon denn schon, suchte er geradezu nach Möglichkeiten, sich von sogenannt normaler Durchschnittlichkeit zu unterscheiden. Aber seien wir ehrlich, auch genetisch bedingte Knörze und Komplexe spielten eine Rolle. Die Befürchtung, als Höfner Milchbubi neben den braungebrannten Athleten am Strand eine schlechte Gattung zu machen.

Meinem Entschluss, es doch einmal mit Badeferien zu probieren, gingen verschiedene Entwicklungen und Erfahrungen voraus. In Zürich, wo ich seit drei Jahren lebte, hatte ich im Freibad Seebach die befreiende Erfahrung gemacht, dass längst nicht alle jungen Männer muskulöse, makellose Schönheiten waren. Neben all den eindeutig Übergewichtigen, den dicht behaarten Gorillas, den Pickelgesichtern und den O- und X-Beinigen fiel ich magere



Bohnenstange wirklich nicht aus dem Rahmen. Ausserdem liess sich im Freibad Seebach ein sonniger Sonntag auch geniessen, ohne dabei nass zu werden. Mit gemütlichem Kaffeetrinken auf der schattigen Restaurant-Terrasse, mit Lesen, Musik ab Walkman, oder einfach nur mit Schauen und Träumen.

Zwei Jahre zuvor hatte mich eine erste Italien-Reise nach Florenz, Parma, Rom und Neapel geführt. Genau genommen war es meine zweite Italien-Reise. Die Diplomreise zum Abschluss der dreijährigen Handelsschule an der Kantonsschule Pädikon, die nach Venedig, Fano und Urbino führte, hatte ich aber noch eher widerwillig mitgemacht und aus verschiedenen Gründen grundsätzlich aus meinem Gedächtnis gestrichen. Schulreisen waren mir nämlich schon immer ein Graus. Ich bin einfach nicht dazu geboren, als Schaf in der Herde einem Leithammel nachzutrotten. Und schon gar nicht, wie auf der Diplomreise geschehen, mit der unbeliebtesten aller Klassenkameradinnen im Schlepptau.

Einige Details der Italianità waren gewöhnungsbedürftig. Der Lärm, der nicht zu übersehende grosse Renovationsbedarf an privaten und öffentlichen Gebäuden und das höllische Verkehrschaos in Rom und erst recht in Neapel. Die italienische Gewohnheit, den Kaffee im Stehen zu trinken. Das in den sehr billigen Hotels, die ich mir damals leisten konnte, im Preis inbegriffene Ungeziefer. – Doch was bedeutet solche Unbill schon, wenn gleichzeitig die Menschen so überaus hilfsbereit und liebenswürdig sind und die Pizza a taglio an jeder Strassenecke besser schmeckt als die angeblich schweizweit beste Pizza in Zürichs teuerster Pizzeria?

Im Verlauf meiner Reise wuchs nicht nur meine Sympathie für Italien, sondern auch der Plan, vor der Rückkehr in die Schweiz endlich einmal unsere früheren Nachbarn, die Familie Trivisano in Treviso zu besuchen. Zugegeben, ein doch recht mutiger, vielleicht sogar anmassender Plan. Denn in den zehn Jahren, seit Familie Trivisano Wollerau verlassen hatte, um in der Heimat das neue Eigenheim zu beziehen, war unser Kontakt leider bereits auf eine alljährliche Weihnachtskarte zusammengeschrumpft. Anfänglich

hatte ich noch lange Briefe an Adorno, den Vergoldeten, geschrieben, meinen Kindheits- und Jugendfreund. Vergebliche Liebesmüh, denn die Liebe war doch recht einseitig. Aber so oder so, blieb Familie Trivisano in meinen Erinnerungen ein wichtiger und prägender Bestandteil meiner ersten dreizehn Lebensjahre. Ich hatte die Adresse, und wenn ich mich nicht ganz blöd anstellte, musste diese doch auch irgendwie zu finden sein. Nach der Ankunft in Treviso, hielt ich der Signora im Ufficio del turismo den Zettel mit dieser Adresse unter die Nase, worauf diese, die Signora natürlich, unter Zuhilfenahme einer Landkarte der Provinz Treviso wortreich erklärte, dass Saletto di Piave kein Ortsteil der Stadt Treviso ist, sondern ein eigenständiges kleines Dorf gut fünfzehn Kilometer ostwärts. Obwohl damals noch ohne Italienischkenntnisse, verstand ich dank Gestik und Mimik der hilfsbereiten Signora jedes Wort.

Bestimmt hätte ich in diesem Moment mein Vorhaben aufgegeben, hätte die Signora nicht sofort auch die Nummer des Pullmans auf einen Zettel geschrieben und mir auf dem Stadtplan gezeigt, wo sich die Stazione dei Pullman befindet.

Pullman! Da zahlte es sich nun also doch noch aus, dass der Zug, der mich von Rom nach Neapel hätte bringen sollen, irgendwo im Nirgendwo einfach stehengeblieben war.

«Sciopero?»

«No, no, un danno tecnico.»

«Porca miseria!»

«Vaffanculo Effè Esse!»

Die alle gleichzeitig redenden und wild gestikulierenden italienischen Passagiere begannen, ihre Siebensachen zusammenzupacken und den Zug auf offener Strecke zu verlassen. Ich hatte nur Vaffanculo verstanden, das Lieblingswort des kleinen Adornos, und stieg ebenfalls aus. Über ein staubiges Weglein strömte die Karawane der Verschupften dem nächsten Dorf zu. Dort standen bereits alte Mützerchen und vorwitzige Kinder vor den Häusern, zeigten nach links und riefen: «Pullman! Pullman!»

Ein Wort, das auf meine italienischen Leidensgenossen eine ähnli-

che Wirkung zu haben schien, wie auf die hungernden Israeliten die Aussicht auf göttliches Manna. Ich aber wollte doch nach Neapel, nicht nach Pullman! Napoli, stand auf den verwitterten Blechtafeln über der Fensterfront der drei Busse, die vielleicht einmal bessere Tage gekannt hatten oder vielleicht auch nicht. Ich trottete den Italienern hinterher und bestieg vertrauensvoll zum ersten Mal in meinem Leben einen – Pullman.

So wie jene alte Klapperkiste nach Napoli, würde mich nun also ein moderner Pullman auch nach Saletto di Piave bringen. Die Stazione dei Pullman zu finden und ein Biglietto zu kaufen gestaltete sich überraschend einfach. Schon nach kurzer Fahrt verliess der Bus das Stadtgebiet von Treviso und fuhr durch ebenes Wies- und Ackerland. Da und dort hielt er ohne Vorankündigung an und liess hier eine alte Frau und dort drei jugendliche Schüler einsteigen. Ebenes Wies- und Ackerland, soweit das Auge reichte.

«Scusi, Signora, Saletto di Piave?», fragte ich die Frau, die hinter mir sass und zeigte ihr sicherheitshalber auch den Zettel mit der Adresse von Familie Trivisano. Das schien die Dame zu erfreuen. Ihren Wortschwall verstand ich nicht, aber ihre Gesten gaben zu erkennen, dass sie auch in Saletto di Piave aussteige, ich es ihr also nur gleich tun sollte. Wir stiegen auf einem weiten Feld aus, das so einsam und gottverlassen schien, dass es schon eines grossen Zufalls bedurft hätte, dass sich hier Fuchs und Hase jemals zum Gutenachtsgespräch getroffen hätten. Ein Stück weiter vorn zweigte ein Strässchen ab, an dem linker Seite eine Handvoll fast gleich aussehender Häuser standen. Dahinter, weit entfernt, liessen sich eine Ansammlung weiterer Gebäude und ein Kirchturm erkennen.

«E la terza!», rief die nette Dame, streckte drei Finger in die Luft, stieg auf ihr hinter einem Gebüsch abgestelltes Minivelo und fuhr fröhlich winkend davon.

Ich ging das Weglein entlang, an dessen rechter Seite ein Bächlein mit erstaunlich sauberem Wasser floss, nicht ganz so breit wie das Rütibüelbächlein in Wollerau, aber von ähnlicher Flora aus Zitterligras, Bachbummeln und Schwertlilien gesäumt.

Ganz anders präsentierten sich die Vorgärten der drei praktisch identischen Häuser: penibel gepflegte Blumenrabatten, sauber gejätete Salat- und Gemüsebeete, Brombeerhecken, Himbeer- und Johannisbeerstauden in Reih und Glied, perfekt gepflegte Rasenflächen.

In diesem Moment begann im Turm der Dorfkirche ein Glöcklein zu bimmeln, und über die Freitreppe des dritten Hauses stieg eine kleine Dame mit rot gefärbten Haaren, unverkennbar Ines Trivisano, die frühere Rose des Obermühlequartiers, noch immer von bezaubernder Schönheit. Ich wartete, bis sie ihr Minivelo bis zum Gartentor geschoben hatte.

«Grüezi, Frau Trivisano!»

Ihr erstaunter, verwirrter Blick machte mir schlagartig klar, dass ich mich in den Jahren zwischen Dreizehn und Dreiundzwanzig stärker verändert hatte, als sie sich zwischen Vierzig und Fünfzig.

«Marcel? Mammamia, läck mir!»

«Läuten immer die Glocken, wenn Sie aus dem Haus gehen?» fragte ich aus purer Verlegenheit.

«Ist eine Beerdigung. Bin ich aber ganz froh, dass ich jetzt eine gute Ausrede habe. Ist hier halt so, dass das ganze Dorf auf den Friedhof geht. Habe dieses Weib aber gar nicht gern gehabt, böse und viel Blabla, weisch.»

Ines Trivisano und ihr unvergleichliches Schweizerdeutsch! Ich war positiv überrascht und auch sehr froh, dass sie es in den zehn Jahren in Italien nicht verlernt hatte. Ich konnte es kaum erwarten, dass sie wie früher auch Sektober und Oktember sagte.

Der Überraschungseffekt wiederholte sich, als zum Mittagessen zuerst Tochter Tiziana nach Hause kam, dann Vater Vincenzo und schliesslich Adorno. Bis dahin hatte mich Frau Trivisano bereits grosszügig mit Kaffee und Biscotti verwöhnt, nachdem sie mir ihr angeblich bescheidenes Haus gezeigt hatte. Sicher, da war nichts Luxuriöses, Protziges, Schnickschnacksiges. Im Erdgeschoss Garagen und Kellerräume, aus denen sich später, so hoffte Frau Trivisano, einmal eine kleine Wohnung für Adorno einbauen liesse.

In die Wohnung im ersten Stock gelangte man über die bereits erwähnte Freitreppe und eine Terrasse, die sich über zwei Hausseiten erstreckte. Beide Elemente wie geschaffen für die unvergleichliche Grandezza der kleinen Ines Trivisano. Wie eine Königin überblickte sie von der Terrasse aus ihr kleines Reich, und wenn sie die Treppe hinunterstieg, war es jedesmal ein Ereignis, auch wenn die Kirchenglocke nicht läutete.

Die Wohnräume waren geschmackvoll eingerichtet. In der grossen Stube – Frau Trivisano sagte Stubeli und hatte wohl noch ihre sehr kleine Wohnung am Wollerauer Rütibüelweg 2 im Kopf – zeugten Teppiche, Deckchen auf den Möbeln und allerlei Figuren auf den Tablaren in der Wohnwand von Tizianas Begeisterung für Orientalisches und Nordafrikanisches. Im Bad fiel mir besonders ein grosses Hirschledertuch auf, mit dem, wie ich bald mitbekam, Frau Trivisano hinter jedem WC-Besucher her auch das kleinste Wassertröpfchen, jedes Haar und jeden Seifenspritzer wegwischte. Eher klein und bescheiden kam mir die Küche vor, die doch offenbar das Lebenszentrum der Familie war. Aber kein Zweifel, die Jahre harter Arbeit und bescheidenen Lebens in der engen Dachwohnung des Doktorhauses am Rütibüelweg hatten sich gelohnt. Jahr für Jahr hatte Familie Trivisano im Sommer mit ihrem Ersparten den Bau ihres künftigen Heimes vorangetrieben, und nicht anders machten es auch ein Bruder und eine Schwester von Ines Trivisano, welchen die fast identischen Nachbarhäuser gehörten. Allerdings lebten sie mit ihren Familien immer noch am Zürichsee und kamen nur in den Ferien nach Saletto di Piave.

«Wie geht es Mami? Ist sie gesund? Arbeitet sie immer noch so viel?», erkundigte sich Frau Trivisano nach meiner Mutter.

«Und Marisli?», fragte Vater Vincenzo, der sich schon immer mehr für meine Schwester Marlis interessiert hatte als für mich, auch wenn er es nie schaffte, ihren Namen richtig auszusprechen.

«Was? Monika ist schon verheirat? Und hat auch schon Kinder? Madonna!», rief Tiziana aus, die nur zwei Jahre jünger war als Monika.

Und Familie Cuccharo? Die Orecchinis? Frau Jakob? Die Rasches, Reichmuths, Grafs und Geisselers? Beck Marty? Das neue Schulhaus Riedmatt? Das Hallenbad? Der Bamert-Bus? Schuhmacher Wyler?

Ich kam kaum nach, alle Fragen zu beantworten, fand es aber rührend, wie viele Erinnerungen Familie Trivisano an ihre weit zurückliegenden Jahre in Wollerau noch hatte, ja, dass sie sogar ein bisschen Heimweh nach Wollerau plagte.

Nur Adorno, der Goldige, sagte und fragte nichts. Aus dem früher so frechen und vorwitzigen Strolch war ein stiller, beinahe scheuer junger Mann von trotz bescheidener Körpergrösse beeindruckender Schönheit geworden. Hatte er früher kaum Italienisch gesprochen, schien er jetzt das Deutschreden komplett verlernt zu haben.

Und nur darum habe ich ja diese Geschichte erzählt. Nur wegen Adorno nämlich, dem Goldstück, habe ich mich nach meiner Rückkehr in Zürich sofort für einen Italienischkurs angemeldet.

Dann trat auch noch er in mein Leben. Und vor ein Millionenpublikum: Eros Ramazzotti. Unschuldig. Schüchtern. Gewaltig. *E ci sei adesso tu*. 1984 eroberte er im Sturm nicht nur das Musikfestival von Sanremo, sondern auch die Herzen einer ganzen Generation. Auch meines, das unerfüllten Liebesträumen nachhing und auf eine bessere Welt hoffte.

*Una terra promessa, un mondo diverso, dove crescere i nostri pensieri.*

Bestimmt war ich nicht der einzige der damals dachte, dass Eros Ramazzotti ein gut ausgedachter Künstlername sei. Aber Eros hiess wirklich Eros und versprühte solchen grosszügig und gleichmässig auf Frauen und Männer.



Im Sommer 85 reiste ich schlecht gelaunt, ja sogar in ziemlich depressiver Gemütslage nach London und Südengland. London, war das nicht die tolle Stadt, aus der in den Siebziger- und frühen Achtzigerjahren alles kam, was junge Leute faszinierte und begeisterte? Punk und Pink Floyd, Boy George, Tracy Ullman und

andere schrille Typen ebenso wie die genialen Madness und Depeche Mode? Die letzten Modeschreie in Sachen Kleider und Frisuren? Und die wundersame Lady Diana Spencer? London, das Zentrum der modernen Welt also, dachte ich. Doch was fand ich vor? Horden von altmodischen Damen mit schwarzen Handtäschchen, dickglasigen Brillen und hochgesteckten Altjungferfrisuren. Eine eigentümlich graue Stadt mit schlechter Luft, aber ohne besondere Sehenswürdigkeiten. Architektonisch wenig beeindruckende Gebäude. Einen über und über mit Taubendreck zugeschissenen Trafalgar Square. Klapprige Untergrundbahnen, die vor Rotlichtampeln die Vorbeifahrt eines anderen Zuges abwarten mussten – mon Dieu!, bei der Metro meiner Lieblingsstadt Paris undenkbar! Selbst der Buckingham Palast verlor aus der Distanz, aus der man ihn zu Gesicht bekam, seine im Fernsehen beeindruckende Wirkung. Aber logisch, man konnte ja den Pöbel nicht durch Liselis Vorgarten latschen lassen. Auch mit den in Tomatensauce schwimmenden weissen Bohnen, fettigen Bratwürstchen und Bergen von Rührei mit Speck zum Frühstück mochte ich mich nicht anfreunden. In den merkwürdigen Pubs kam ich, der Alkoholfreie, mir noch deplatziertes vor als früher neben der mobilen Schnapsbrennerei, die jährlich bei uns Halt machte und die Sommerernte an Kirschen und Zwetschgen in Kirsch und Pflümli verwandelte. Also lieber mit den schrulligen alten Tanten hinter schwarzen Hornbrillen a Cup of Tea schlürfen? Oh no, thank you! Ab in den Süden, so schnell wie möglich!

Vielleicht wäre es eine schöne Fahrt durch grüne Landschaften gewesen, hätte es nicht die ganze Zeit wie aus Kübeln geregnet. Durch die Wasservorhänge an den Fenstern war nicht zu erkennen, ob es sich bei den vorüberziehenden dunklen Schatten um grüne Wälder oder um abgrundtief hässliche graue Industrieanlagen handelte.

Warum um Himmels Willen war ich bloss hierher gereist? Ich hätte es wissen müssen, dass es eine Schnapsidee war, Frauen hinterherzureisen! Denn in der Tat, einzig und allein wegen Rebecca, Misses Danvers und Cousine Rachel hatte es mich nach Cornwall

gezogen, den grossartigen Romanfiguren von Daphne du Maurier, deren Bücher ich schon in so früher Jugend verschlungen hatte, in der andere noch Pippi Langstrumpf oder bestenfalls Karl May lasen. Ihre Romane liess Daphne du Maurier in Cornwall spielen, in von ihr grossartig und geheimnisvoll beschriebenen Landschaften und Kleinstädten. Bestimmt gab es irgendwo so geheimnisumwitterte Anwesen wie Rebecca und Maxim de Winters Schloss Manderly, von Nebel umwehte Hochmoore in der Nachbarschaft des Gasthauses Jamaica – aber ich habe sie nicht gesehen. Die Städtchen Penzance und Truro waren freundliche, aber todlangweilige Nester. Selbst die herrliche Aussicht von Lands End, zu Deutsch Arsch der Welt, hinaus auf das tosende Meer beeindruckten mich kaum länger als fünf Minuten. Wie gesagt, meine depressive Gemütslage.

Auf der Rückreise, die Küste entlang, machte ich noch Halt in Torquay, Bournemouth und Brighton, nur um schnellstmöglich mit dem nächsten Zug weiterzufahren. England war definitiv nicht mein Land. Eine letzte Nacht noch im Nebel von Hastings, angeblich in einem Hotel direkt am Meer, das durch den dicken Nebel zu hören, aber beim besten Willen nicht zu sehen war. Nichts wie weg hier, back to lovely Paris!

Na, wenn das nun nicht mehr als ausreichend Gründe waren, mich im Sommer 1986 durch den Katalog von Railtour, einer Tochterfirma der SBB, zu Ferien in Giulianova verführen zu lassen!



Die Bewohner des Mehrfamilienhauses Roosstrasse 28a hätten die Uhren nach ihnen richten können. Zur immer gleichen Zeit fuhr Felix Huber am frühen Morgen den roten Audi 80 aus der Garage. Seine Frau Susi zog das Kipptor herunter und schloss die Garage ab, während Felix die rechte Autotür für sie aufstieß. Gemeinsam fuhren sie zur Arbeit in der Grossmetzgerei Hunziker in Freienbach, wo Felix der Würsterei vorstand und Susi die Buchhaltung machte. Kurz nach 12 Uhr stand der Audi wieder auf dem Parkplatz vor der Gara-



ge. Für Felix und Susi wäre eine kurze Mittagspause in der Betriebskantine und dafür ein etwas früherer Feierabend bequemer gewesen. Früher, als sie noch mit der Südostbahn nach Freienbach fuhren, hatten sie es jahrelang so gemacht. Zu jener Zeit hatten aber daheim noch die älteren Geschwister auf die jüngeren aufgepasst. Jetzt wäre die jüngste Tochter Daniela, die noch zur Schule ging, über Mittag allein zuhause. Gerade bei ihr schien es Susi wichtig, dass sie nicht zu oft allein war und ihre diversen Fräuleinmödeli ungestört ausleben konnte. Allein hätte sie bestimmt immer nur ein Rüeblli oder einen Apfel gegessen, um von ihrem eingebildeten Übergewicht herunterzukommen. Umso mehr Zeit hätte sie in das Kämmen ihrer schönen blonden Haare investiert. Oder in das Studium des aktuellen Bravo-Heftes, das sie zum Glück immer als Occasion von ihrer Freundin Petra übernehmen konnte. Die Eltern hätten es nicht gern gesehen, wenn Daniela ihr Sackgeld dafür ausgegeben hätte. Auch die kürzliche Anschaffung eines Walkman von ihrem Ersparten konnten sie nicht wirklich gutheissen, aber es handelte sich dabei wenigstens um etwas halbwegs Solides und Dauerhaftes.

Ebenso regelmässig und pünktlich kehrten Felix und Susi Huber am Abend heim, wobei Felix dann das Garagentor selber abschloss, während Susi bereits die Post aus dem Briefkasten nahm, die Treppe zur Wohnung im vierten Stock hinaufstieg und sich ans Vorbereiten des Abendessens machte. Kurze Zeit später kam Martin angefahren, neuerdings auf einer sportlichen Enduro-Maschine, die endlich sein altes Töffli ersetzt hatte, mit dem er noch lang über die Lehrzeit hinaus zur Arbeit im Landmaschinen-Betrieb Rhyner in Schindellegi gefahren war. Claudia, seine um ein Jahr ältere Schwester, die im Seedamm-Center bei Vögele im Einkauf Damenmode arbeitete, hatte vor einigen Monaten zusammen mit ihrem Freund Mario eine Wohnung in Bäch bezogen. Die zweitälteste Tochter Regula, das Sorgenkind der Familie, war bereits verheiratet, aber ihre noch junge Ehe mit Koloman Gaspar, einem Sohn jugoslawischer Gastarbeiter, schien unter keinem guten Stern zu stehen. Der älteste Sohn Felix wohnte mit Frau und Kind in Altendorf.